

Gewiß, von den menschlichen Werten aus gelangt man nur erst zum Gott der Philosophen und nicht zu dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs. Doch wenn ich daran glaube, daß dieser Gott gesprochen hat, wenn ich an das Wort Gottes glaube, so kann ich in jenem Wort: „Ich will euer Gott sein“ verstehen: Ich will für euch sein wie die Werte des Lebens, wie euer Brot, euer Reichtum, wie die Liebe, die Gerechtigkeit, die Freiheit, die euch am Herzen liegen. Gott muß für mich wirklich sein wie die Liebe in deren Glück und Leid ich mich völlig verzehre, wirklich wie die Gerechtigkeit, für die ich glühe, wie das Brot, ohne das ich nicht leben kann. Wenn mir Gott nicht ebenso wirklich ist wie diese Werte, so weiß ich noch nicht, was Glauben ist.

Aber wenn es auch sehr wichtig für den Gläubigen ist, die Wirklichkeit der Werte, die Wirklichkeit der Götter wiederzufinden, weil sie ihm den Weg zur Erfahrung der Wirklichkeit Gottes öffnen, so ist das doch nicht genug. Zugleich muß er die Grenzen dieser Werte erkennen, um nicht dem Götzendienst zu verfallen. Wer vergißt, daß all diese Werte nur wert sind durch und in Gott, der macht sie zu Götzen. Selbst in unserm Kampf um das Reich Gottes können wir Götzendiener sein, wenn wir nicht um Gottes Verherrlichung willen kämpfen, sondern um der Verwirklichung unsrer Ideale willen. Trotzdem sagt Gott nicht: Wende dich ab von den Werten, sondern: mach dir keine Götzen aus den Werten.

Der zweite Teil des Aufsatzes von M.-I. Montuclard deutet den zweiten Teil jenes Wortes Gottes an die Israeliten: Ich will dein Gott sein, und du sollst mein Volk sein“. Dieser zweite Teil geht jedoch schon über das Thema des „Unglaubens der Gläubigen“ hinaus.

Proselytismus und Evangelisation

In der Zeitschrift „Rythmes du Monde“, deren Ziel es ist, einem gebildeten Publikum die Probleme der Ausbreitung der Botschaft Christi in fernen Ländern mit ihren oft alten Kulturen, doch auch unter den entchristlichten Schichten des Abendlandes nahezubringen, untersucht Pater Yves J.M. Congar OP die unsichtbare und zarte Grenze, die zwischen der wahren Verkündigung der Heilsbotschaft der Kirche und dem geheimen Walten eines Machttriebs in der Bemächtigung fremder Seelen liegen kann. Der Roman des Engländers Cronin „Die Schlüssel des Himmelreiches“ dient ihm zum Ausgangspunkt: in ihm ist die ergreifende Gestalt eines katholischen Missionars gezeichnet, der in wahrer Liebe zu denen, denen er das Evangelium bringt, ihr Wesen achtet, sie zu verstehen sucht, sie nie mit seinen Argumenten überrumpelt, nie ihre schwachen Stunden ausnutzt, der aber auch dadurch mit seinen Vorgesetzten in mannigfache Spannungen gerät. Nicht als ob es sich in dieser Romanhandlung irgendwie um eine Theorie des Vorranges persönlicher Toleranz oder subjektiver Frömmigkeit gegenüber den von der Kirche instituierten Wegen handeln könne; aber der Roman macht das Problem, das sich bei der Missionierung derer, die nicht glauben, immer wieder stellt sehr deutlich. In die Verkündigung der frohen Botschaft mischt sich z. B. sehr leicht der Trieb des Predigers, des Geistlichen, den Laien zu beherrschen, sich in seine geistige Entwicklung einzuschalten, ihm den eigenen Willen zu suggerieren. Und die Folge davon ist, daß ein zu Kritik und Skepsis ge-

neigter Hörer mißtrauisch wird. Die überzeugendsten Argumente vermögen gegen ein solches Mißtrauen, daß man der Freiheit beraubt werden solle, nichts. Mißtrauen verschließt Ohren, Herzen und Geist und macht alle Anstrengungen, sich verständlich zu machen, vergeblich.

Gerade bei der Verkündigung des Evangeliums in einem entchristlichten Lande Europas an die Masse, die nicht mehr glaubt, spielt dieses Mißtrauen gegen die Christen eine große Rolle. Man fürchtet „gebraucht zu werden“ — gewiß zur größeren Ehre Gottes gebraucht zu werden, aber eben doch gebraucht! Man soll zugleich mit dem Glauben eine Menge Dinge annehmen, die man nicht annehmen möchte und die über die gewonnene Überzeugung weit hinausgehen. Frauen sind hierin weniger mißtrauisch als Männer, und das ist mit einer der Gründe, warum Männer, die auf ihre Freiheit mehr bedacht sind, sich so viel mehr von der Kirche zurückhalten. Schon das Wort „Eroberung“, das heute in den missionierenden Bewegungen in den entchristlichten Ländern eine so große Rolle spielt, hat einen unangenehmen Beiklang. Niemand ist gern Objekt einer „Eroberung“. Wie soll man die Vermischung der schlichten Verkündigung mit solchen „Eroberungstendenzen“ verhindern? Das ist schon allein darum schwierig, weil es naturgemäß kein Rezept für die echte und einfache Verkündigung gibt. Es gibt allerdings eine ganz bestimmte Haltung, die vor Abirrungen bewahrt: die der vollen selbstlosen Treue gegenüber der vollen Gegebenheit des Wirklichen. Konkret bedeutet das: eine Steigerung der Liebe in uns. Und Liebe ihrerseits bedeutet die vollkommene Anerkennung der anderen Persönlichkeit nach ihren eigenen Gesetzen. Sobald die Handlungen, die wir im Eifer des Bekehrns unternehmen, die Liebe überschreiten, arten sie in Proselytenmacherei aus. Die Gewinnung des Anderen wird dann zu einem Mittel anstatt zu einem Ziel: einem Mittel z. B. zur Stärkung der eigenen Organisation (der Kirche), der eigenen Gruppe usw.

Allerdings ist die Grenzverwischung hier so leicht möglich, weil wir das ehrenwerte Bewußtsein haben mögen, daß wir in der Wahrheit sind, daß die Kirche die Wahrheit ist. Aber nun ist es doch so, daß das vollkommene Zusammenfallen des Rechts mit der Tatsache, d. h. hier der objektiv wahren Formen der Religion mit dem inneren Heil der Seele erst ein eschatologischer Zustand ist. Denn es ist ein Teil jener Evidenz, jenes triumphierenden Sieges der Wahrheit, die ein Aspekt der Glorie ist. In der gegenwärtigen Heilsordnung, der der Kirche, stehen wir noch unter der Herrschaft der Barmherzigkeit, wo Christus mehr rettet als herrscht, während erst dann die Zeit der Gerechtigkeit anbricht.

Es ist also nicht unsre Sache, heute schon mit einer Art von Gewalt die Ernte einzubringen; wir müssen vielmehr säen in größter Freigebigkeit und es Gott überlassen, für die Früchte zu sorgen. Erst darin verwirklichen wir unser Vertrauen und unsern Glauben an die Wahrheit die Gott ist.

Es entspricht dieser Haltung, weniger das Funktionelle der Kirche bei der Gewinnung der Nichtgläubigen einzusetzen als die Ausstrahlung des geistigen Menschen, weniger auf die Kirche als Institution als auf ihre Sendung als Lebensspenderin hinzuweisen. So wie der hl. Paulus lieber von seinen geistigen Gaben als von seinen Autoritätstiteln Gebrauch machte (1 Kor. 7; 2 Kor.

10, 7—8 usw.), so sollen auch heute die Priester sich als Männer des Geistes einsetzen und nicht als Amtsträger einer Autorität. Das „System“ verlangt Unterwerfung; das Leben dagegen sucht nur Überzeugung, freie Zustimmung der Person.

„Die Achtung vor der geistigen Freiheit ist etwas so Zartes und so Anspruchsvolles“ sagt Congar, „daß man sich schwerlich das Zeugnis wird ausstellen können, sie niemals verletzt zu haben. Man mag von ihrer Wichtigkeit überzeugt sein, entschlossen sie hochzuhalten, und eines Tages merkt man, daß man bei dieser oder jener Gelegenheit doch wie ein Proselytenmacher reagiert hat. Unser Eifer läßt sich so leicht zu gewissen Manieren des Corps-Geistes oder des Wettbewerbs hinreißen“. „Nie achtet man die Freiheit einer Seele genug.“ Die moderne Seele ganz besonders haßt es, belagert zu werden, oder, wenn sie schon belagert sein soll, so nur von Gott allein.

Am Ende seines Artikels warnt dann Congar noch vor einem Fehler: so nötig und richtig auch die Haltung des „Evangelisierens“ im Gegensatz zu der der Proselytenmacherei ist so darf man aus ihr keine Ekklesiologie machen, d. h. nicht die Natur der Kirche aus ihr ableiten sonst würde man das Wesen der Kirche verkennen, die Nützlichkeit ihrer Gruppierungen, ja selbst die Hierarchie und die Sakramente. Doch man kann auch umgekehrt nicht aus einer abstrakten Ekklesiologie das Wesen der Glaubensverkündigung ableiten. Denn die Kirche ist zwar die Wahrheit, aber mit dieser Wahrheit darf man dennoch nicht die gebrechliche Freiheit der menschlichen Person erdrücken. Die Haltung der Glaubensverkündigung fließt aus einem Geist, nicht aus einem System. Das System, die Organisation, die Gruppierung sind am Platz für die die innerhalb der Kirche sind. Aber auch sie müssen, wie die Verkündigung an die, die draußen stehen, vom Geiste des Apostolats erfüllt und „geistlich, nicht fleischlich“ sein.

Welcher Unterschied besteht zwischen Glauben und Unglauben für das Leben?

Von Menschen guten und besten Willens aus entchristlichten Schichten unserer Umwelt kann man oft, so berichtet Kanonikus Jacques Leclercq im Aprilheft der „Vie Intellectuelle“ die Frage hören: „Was würde anders, wenn ich katholisch würde? Ich ginge in die Messe und zur Beichte, aber im übrigen würde ich genau so weiterleben wie bisher“ — d. h. als ehrenhafter Mensch, gewissenhaft im Beruf, hilfsbereit und treu. „Und wenn Gott gütig ist wie Sie sagen“, so hat jemand dem Priester weiter gesagt so wird er mir meine Unfähigkeit zu glauben nicht anrechnen wenn ich sonst doch alles tue, was Ihre Religion verlangt“.

Wie kommt es daß der Ungläubige den Eindruck hat, der Glaube wirke sich im Leben weiter nicht aus, als daß man eben „zur Messe und zur Beichte geht“ wie kommt es daß er fragen kann: wozu dient der Glaube an Gott?

Ein Katholik alter Art würde, so sagt J. Leclercq, diese Frage überhaupt nicht verstehen. Er würde antworten: Aber wieso denn? Dazu meine Seele zu retten, natürlich! Der moderne Katholik versteht, daß gerade diese Antwort den Ungläubigen guten und besten Willens abstößt: er verachtet diesen frommen Egoismus, und sein Herz

brennt nach Gerechtigkeit und gegenseitiger Liebe und Hilfe.

Natürlich ist eine solche Frage in sich absurd. Wenn Gott existiert, dann muß man eben an ihn glauben und ihm gehorchen, ob das „zu etwas dient“ oder nicht. Der christliche Glaube setzt die Existenz Gottes voraus, und auch die Lehre Jesu richtet sich an ein Volk, das glaubt: diesem enthüllt er Gottes Vaterliebe, Seinen Willen, uns zu sich zu ziehen und das irdische Leben als Vorstufe zu jenem anderen Leben bei Gott zu betrachten. Zu jenem Leben gelangt man durch die Reinheit des Herzens und die Liebe zum Nächsten in diesem Leben. Liebe zum Nächsten bedeutet zugleich Liebe zur Gerechtigkeit: „Suchet das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit.“ Dieser Lehre ist die Christenheit sehr oft untreu gewesen. Viele versuchen sich zu retten, ohne die Gerechtigkeit zu lieben, ohne ihren Nächsten zu lieben und für das Reich Gottes auf Erden zu arbeiten, und sie haben die Unglücklichen damit getröstet, daß sie ihnen den Himmel versprochen.

Aber nur mich darf ich an der Hoffnung auf den Himmel aufrichten, mit dem Unglück der Anderen darf ich mich nicht abfinden, wenn ich nicht alles getan habe, um ihnen zu helfen. Gerade darin sieht Leclercq die Harmonie des christlichen Lebens: daß man das Leiden für sich selber annimmt, sich aber gegen das Leid und die Ungerechtigkeit, die anderen angetan wird, erhebt, gegen all diese Folgen der Sünde, des Egoismus, des Stolzes. Die Liebe zur Gerechtigkeit muß dazu drängen, das himmlische Königreich auf Erden zu verwirklichen durch jene Liebe, in der jeder sich für jeden aufopfert. Es müßten sich also eigentlich sofort die Folgen des Glaubens zeigen.

Nun ist es so, daß die Botschaft Christi ein unendliches Verlangen nach Gerechtigkeit und eine bis dahin unerhörte Hoffnung auf Gerechtigkeit in die Welt gebracht hat, daß aber mit der Zeit die gewaltige Masse derer, die sich Christen nennen und doch diese Botschaft verraten, dazu geführt hat, daß sich viele von einer Religion abwenden, die ihre Verheißungen anscheinend nicht erfüllt. Der große christliche Aufschwung hat sich nur in der geringen Schar der Heiligen und der wirklich Hingegebenen verwirklicht, nicht aber im Leben des Durchschnitts. Der Außenstehende, der Ungläubige kann nicht erkennen, daß das Bekenntnis zu Christus eine Wiedergeburt sein soll. Für uns Menschen, sagt Leclercq, ist eine rein theoretische Wahrheit nichts, wovon wir leben können. Als Geschöpfe aus Fleisch und Blut, Leib und Seele erfassen wir nur eine gelebte Wahrheit wirklich, nur sie reißt uns mit. Und die Botschaft Christi fordert uns auch in der Tat ständig auf, zu verwirklichen: „Liebet einander...“, und sein Vorbild lehrt uns zu sagen: „Kommet her, die Ihr mühselig seid und beladen...“. Er selber tut Gutes allen, die ihm glauben. Daraus zieht Leclercq zuerst einmal den Schluß, daß es legitim ist nach dem Nutzen des Glaubens zu fragen: wozu dient es, an Gott zu glauben? Auch Christus selber hat ja seine Gottheit durch Gutes tun erwiesen. Wir messen die Wahrheit an ihren Früchten: Gott weiß es, er hat uns ja so geschaffen. Wir sind nicht dazu gemacht, die Wahrheit rein verstandesmäßig einzusehen.

Wie ist es nun aber dazu gekommen, daß die christliche Unterweisung, wie sie heute allgemein üblich ist, so wenig Zeugnis für die Wahrheit unsres Glaubens von uns im Leben verlangt? Daß sie nur ein Minimum von